



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kaiser Karl V.

Werden und Schicksal einer Persönlichkeit und eines Weltreiches

Brandi, Karl

München, 1942

Die Nachfolge im Kaisertum 1519

[urn:nbn:de:hbz:466:1-71753](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-71753)

ten immer diese Dinge ihm abgerungen sein, in einer gegen früher erstaunlich geordneten Verfassung hinterließ, mit dem ewigen Landfrieden, einem ständischen Kammergericht, den Reichskreisen und brauchbaren Ansätzen zur Geldbeschaffung, entweder durch den gemeinen Pfennig oder die Matrikel. Maximilian hat seine Dynastie nicht nur in den Besitz der spanischen Königreiche gebracht, sondern darin durch Verbindung kühner Ansprüche auf Mitwirkung bei der Regentschaft und kluge Anpassung an Ferdinand von Aragon auch gesichert. So hat er nicht minder, anknüpfend an frühere Verhandlungen, in den festlichen Wiener Tagen vom Juli 1515 den letzten Grund gelegt zum Erwerb von Ungarn und Böhmen. Die Urkunde vom 20. Juli, mit der Maximilian Ladislaus' Sohn Ludwig von Böhmen zu seinem Sohn annahm und die Kurfürsten aufforderte, ihn zum Kaiser zu küren, bleibt freilich eine der sonderbarsten der deutschen Geschichte; noch befremdender der Heiratsvertrag, kraft dessen Ludwig mit der Habsburgerin Marie und seine Schwester Anna mit dem alten Maximilian selbst durch förmliches Eheversprechen verbunden wurden, dieser auch ermächtigt sein sollte, Anna bereits für das Haus Habsburg in Besitz zu nehmen. Daß sehr reale Folgen dieser phantastischen Abmachungen schon so früh eintreten sollten, konnte Maximilian nicht ahnen. Aber er befand sich im Zuge einer weltgeschichtlichen Entwicklung, wenn er alle Abwehrkräfte gegen die seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ungestüm vordringenden Türken dynastisch zusammenfaßte.

Gewiß war das alles andere als nationale Politik im Sinne des 19. Jahrhunderts. Indessen hat sein Vorgehen nicht nur auf Jahrhunderte nachgewirkt, sondern auch Lösungen aufgezeigt, die als ewige Möglichkeiten für weite Teile Europas historisch gleichberechtigt neben der Nationalstaatsidee stehen. Durch Einordnung Ferdinands in diese Erbmöglichkeiten an seiner Statt bestimmte Maximilian schon vorweg die Karl später obliegende Vereinigung einer Länderteilung zwischen ihm und seinem Bruder.

Die Nachfolge im Kaisertum

Die Herrschaft in den österreichischen Landen und im Deutschen Reich war nach ihren politischen Bedingungen noch mehr als diejenige im Herzogtum Burgund oder gar in den spanischen Königreichen von sehr mittelalterlicher Art: ein lockeres Gefüge von Eigenbesitz und nutzbaren Hoheiten inmitten einer for-

mell lehnsrührigen, tatsächlich unabhängigen Menge von Fürsten, Herren und städtischen Gemeinden neben ihnen und in ihren Gebieten. Die Titel der Herren als Herzöge, Markgrafen und Grafen waren rechtlich im Grunde so wenig unterschiedlich, wie die gleichen Titel in Spanien oder Burgund. Selbst der Unterschied von Landsässigkeit und Reichsunmittelbarkeit sollte seine wirklich schwerwiegende Bedeutung erst in den Religions- und Kirchenkämpfen der nächsten Menschenalter gewinnen. Aber alle diese Territorien des hohen und niederen Adels waren bereits weit mehr geschlossen als etwa das Reich. Auch bescheidene Ahnungen einer höheren Staatsidee waren diesen Ständen teils auf dem Wege hausväterischer Landesverwaltung, teils durch die langen Kämpfe um eine Reichsreform aufgegangen und von gelehrten Räten in verschieden gut geprägte Formen gebracht.

Klare Linien der Reichspolitik gab es dagegen so wenig, wie eine deutsche Außenpolitik.

Nur die sieben Kurfürsten, die drei geistlichen von Mainz, Köln und Trier, und die vier weltlichen von Böhmen, Pfalz, Brandenburg und Sachsen, besaßen, außer gewissen erhöhten Landesrechten gegenüber der Reichsregierung, in Zeiten des Thronwechsels eine weit über ihre territoriale Macht hinausragende Wichtigkeit. Da der Enkel Maximilians Herzog von Burgund und König von Spanien war, und mit ihm sogar die Könige von England und Frankreich in den Wettbewerb um die deutsche Krone eintraten, so war die Bedeutung der Kurfürsten in den letzten Jahren Maximilians eine durchaus europäische. Das wurde noch betont durch das Interesse, das die römische Kurie an jedem zukünftigen Kaiser und der Papst als Herr des Kirchenstaates ebenso an dem neuerdings in Oberitalien übermächtig gewordenen Könige von Frankreich, wie an dem spanischen Könige von Neapel nehmen mußte. Für Franz I bedeutete das Kaisertum die rechtliche Unangreifbarkeit seiner Stellung in Italien, die vollkommenste Befriedigung seines Ehrgeizes und die eitle Genugtuung, daß der junge Karl damit doppelt sein Vasall werden mußte. Daß aber Heinrich VIII, gewiß in säkularem Gegensatz zu den französischen Valois, sich nicht nur in Burgund und Navarra, sondern auch in Oberitalien durch Subsidien an den Koalitionen gegen Ludwig XII und Franz I beteiligt hatte, neuerdings zwar einlenkte und an eine Verbindung seiner Tochter mit dem Dauphin dachte, gleichwohl als Kandidat für das Kaisertum auftrat, zeigt, wie weit selbst England damals noch von nationaler Realpolitik entfernt war, wie universal mittelalterlich auch noch die ersten Ludors dachten.

Gewiß durfte man die Erblichkeit des deutschen Königtums infolge der luxemburgischen und der drei habsburgischen Regierungen wieder genau so wie im

hohen Mittelalter als das übliche betrachten. Aber König Karl von Spanien war zwar Enkel Maximilians, und seine Werber bedienten sich aller Vorteile dieser Abstammung, aber er stand den deutschen Fürsten im Grunde so fern, wie die beiden Könige von England und Frankreich.

Maximilian täuschte sich nicht darüber. Wenn er im Überschwang neuer Freundschaften oder in Spannung mit der burgundischen Regierung oder in seinen üblichen Geldverlegenheiten einmal dem unmündigen Könige von Böhmen und Ungarn, ein andermal Heinrich VIII von England das Kaisertum versprach, so kann ernstlich doch kein Zweifel daran bestehen, daß er im Grunde stets nur an seine Dynastie dachte. Pfalzgraf Friedrich erinnerte sich gegenüber Beltwyß noch 1551 sehr lebendig an Maximilians unverhüllte Bemühungen von 1513. Mit vollendeter Naivität, wie das seine Art war, verlor er auch die praktischen Vorteile des Kaisertums und die Ausnutzung der Geldmittel Spaniens oder Burgunds für seine Erblande nie aus dem Auge. So war seine Kritik an den ersten Weisungen, mit denen Karls Regierung durch die Sendung des Herrn von Courteville in die Werbung um das Kaisertum eintrat, geschärft durch das eigene Interesse.

Auf die Verwandtschaft sollte man nicht pochen, schrieb er am 18. Mai 1518; entscheidend sei allein „viel Geld“. Da die Erblande durch das Kaisertum nur wertvoller würden, dürfte man nicht sparen. Aber freilich, mit Wechsellern sei niemandem gedient; nur bar Geld wirke. Die Fürsten würden den klingenden Münzen der Franzosen mehr glauben, als allen guten Worten. An Kurpfalz müsse die Entschädigung für die Vogtei Hagenau, die zwar dem Reiche gehöre, aber den Erblanden sehr nützlich sei, mit 80 000 Goldgulden wirklich bezahlt werden. Ebenso an den Herzog von Sachsen die ohnehin geringe Abstandssumme von 30 000 Goldgulden für Friesland. Die geistlichen Fürsten auf Pfründen zu vertrösten, verfange nicht. Auch für sie seien die für die weltlichen Kurfürsten angesetzten 4000 Goldgulden das allermindeste, da einige von Frankreich längst viel mehr bekämen. Neben den Kurfürsten müsse man auch der Fürsten gedenken, namentlich des Markgrafen Casimir; und da dem Kurfürsten von Brandenburg für seinen Sohn von Frankreich bereits die (uns schon oft begegnete) Prinzessin Renate angetragen sei, könne man Ersatz nur durch Karls Schwester Katharina bieten. Auch für Sickingen brauche man nicht nur eine Pension, sondern (so heißt es fast schamlos) auch Ersatz des von ihm den Wormsern zugefügten Schadens in Höhe von 20 000 Goldgulden. Da der Herzog Ludwig von Bayern die Verbindung mit der Königin Johanna von Neapel ausschlage, sollte man ihm die Tochter des Gonzalo Hernandez geben,

seinem Bruder Wilhelm die Prinzessin Eleonore, deren Verbindung mit dem alten Könige von Portugal er nicht wünsche. Nur mit so großen Mitteln könne man den „schrecklichen Praktiken“ der Franzosen im Reich entgegenwirken. Zu den Schweizern dürfe man, angesichts des großartigen Auftretens der Franzosen, Courteville nicht senden; da brauche man schon einen großen Herrn wie Zevenbergen.

Nach einigen Wochen trafen wirklich neue Anweisungen für Courteville ein und im Sommer erlebte man, daß sich die Kurfürsten persönlich zu Augsburg um Maximilian scharten, bis auf den noch unmündigen König von Böhmen, der aber durch Bevollmächtigte seines nächsten Agnaten, des Königs von Polen, vertreten wurde. Am 7. August erklärten alle dem Kaiser ihre Bereitwilligkeit zur Wahl seines Enkels Karl, bis auf Trier und Sachsen. Der eine hatte sich mit Frankreich anscheinend zu tief eingelassen; der andere berief sich auf das Verbot der Goldenen Bulle. Indessen behielt der kaiserliche Hof die Hoffnung, beide noch zu gewinnen.

Der Tod Maximilians am 12. Januar 1519 hat alle Abmachungen zwischen ihm und den Kurfürsten aufgehoben und den Kampf um das Kaisertum erst recht entfesselt.

In diesem Augenblicke gab es außer dem Kabinett Karls noch zwei habsburgische Regierungen, in den Niederlanden und in Osterreich. Beide erhielten ihre letzten Weisungen vom Hofe, waren aber bei dessen weiter Entfernung zu einer gewissen Selbständigkeit des Handelns gezwungen. Auf ihre Sachkenntnis und Rührigkeit kam viel an.

Die Regierung der österreichischen Erblande wurde geleitet von Matthaeus Lang, Bischof von Gurk, seit 1511 Kardinal, dann Erzbischof von Salzburg, wo er seit 1514 Koadjutor war. Jetzt und später galt er für einen harten, wenig umgänglichen Mann, und mehr als einer der burgundischen Räte erklärte ihn für ungeeignet zu den Verhandlungen über das Kaisertum. Neben ihm stand Michael von Wolfenstein, ein besonderer Günstling Maximilians, dessen Name und Gnade die Inschrift aufbewahrt, die noch heute am Eingang des Schlosses seiner Nachkommen oberhalb Briren den Besucher grüßt. Kanzler war Cyprian von Serntein, alterprobt wie der Schatzmeister Billinger und Hans Kemner. Verstärkt durch die Bischöfe von Triest und Trient, durch Dietrichstein, Roggendorf und einige weitere Räte wurde diese Regierung von Karl erneut bevollmächtigt. Zu den Vertrauenspersonen der Habsburger im Reich gehörten außerdem Pfalzgraf Friedrich, trotz seiner früheren unfreiwilligen Entfernung vom Hofe, und der auch schon genannte Markgraf Casimir; außerdem der Bischof von Sitten, Matthaeus Schinner, ebenfalls seit 1511 Kardinal.

Zur Unterstützung dieser deutschen Fürsten und Räte boten die Habsburger längst auch ihre burgundischen Kräfte auf; darunter vom deutschen Adel Graf Hugo von Mansfeld, von Niederländern zuerst Maximilian Berghes, Herrn von Zevenbergen, der mit Mansfeld und Wolkenstein zusammen soeben das Goldene Vlies erhalten hatte und deshalb sehr betreten war, als er sich der Innsbrucker Regierung unterstellt glaubte. Auf seine Vorstellungen hin wurde das alsbald eingereckt und auch Nikolaus Ziegler wieder zu Ehren gebracht, den man sogar als Reichsvizekanzler in Aussicht nahm. Aus ihrer unmittelbaren Umgebung hatte Margarete außerdem Anfang Februar den Sekretär Marnig zu Zevenbergen nach Augsburg geschickt, um den französischen Werbungen entgegenzuwirken; jeden französischen Dukaten, sollte er sagen, würden die Deutschen später mit dem Vierfachen zurückzahlen müssen. Ein anderer hoher Rat, Hugo Marnier, ging ungefähr um dieselbe Zeit zu Trier und Mainz. Denn je näher der Wahltermin rückte, um so eifriger wurde die Erzherzogin. Ihr standen als Staatsrat zur Seite Philipp von Cleve, Karl von Croy Fürst von Chimay, Heinrich von Nassau, Anton Lalaing Herr von Hoogstraeten, und ihr alter Vertrauter Johann von Berghes. Diese Regierung stellte nach und nach ihre besten Männer in die Front; nach Zevenbergen zunächst Heinrich von Nassau, Karls nächsten Freund, der um die Grafen am Rhein warb, dann zusammen mit Gerard de Pleine, Herrn von La Roche, die Kurfürsten von Trier und Köln aufsuchte und später mit Johann von Armerstorf weiterzog nach Sachsen und Brandenburg. Armerstorf war schon bei Kurpfalz, Trier und Mainz gewesen. Endlich wollte Margarete auch den Bischof von Lüttich, Eberhard von der Mark, für den man den Kardinalshut erwartete, mit in Deutschland verwenden.

Alle diese Herren und ihre Sekretäre entwickelten eine fieberhafte Tätigkeit, und ihre oft täglichen Berichte enthüllen uns die aufgeregte Stimmung dieses denkwürdigen Frühlings 1519. Begründete Nachrichten von den Absichten der Franzosen mengten sich mit wilden Gerüchten. Der König spare nicht mit Geld und Truppen; er wolle mit bewaffneter Hand durch Lothringen an den Rhein ziehen und habe bereits Anknüpfungen im Lande. Die Kurfürsten am Rhein fühlten sich genötigt, ihrerseits zur Sicherung der Wahlfreiheit habsburgische Hilfe zu erbitten.

Greifbar erschien die französische Gefahr für die Niederlande und das Reich, als ruchbar wurde, daß der alte Schützling Frankreichs, Karl von Geldern, sich inzwischen mit der Tochter des Herzogs Heinrich des Mittleren von Lüneburg in Celle vermählt hatte und diesem Rückhalt bot. Denn Herzog Heinrich stand

in schwerer Fehde an der Seite des Bischofs von Hildesheim, eines geborenen Herzogs von Sachsen-Lauenburg, gegen dessen auffässigen Stiftsadel, namentlich die Familie von Caldern. Der Adel aber hatte seinerseits Anlehnung gefunden bei den Herzögen Erich von Calenberg und seinen Neffen, dem Herzoge Heinrich dem Jüngeren von Wolfenbüttel und dem Herzoge Franz, Bischof von Minden. War bis dahin die verwüstende Fehde hauptsächlich auf Kosten des Stiftes Hildesheim gegangen, so wandten sich nun die Freunde des Bischofs gegen Minden, das ihnen nach dem Fall der Landesfeste Petershagen bald ganz in die Hände geriet. Hier in Niedersachsen also, dem Lande der Bauern und der Pferde, das noch die folgenden Menschenalter hindurch ein bevorzugtes Rekrutierungsgebiet von Reitern und Knechten bleiben sollte, hatte die französische Partei sozusagen ein siegreiches Heer an der Hand.

Aber auch die Habsburger hatten ihre militärischen Stützen. Ein altes Organ ihrer Politik in den Oberlanden war der Schwäbische Bund, von Haus aus ein Schutzbund der kleinen Reichsstände, Ritter und Städte, gegen die Landespolitik der Herren von Württemberg. Neuen Anlaß zur Mobilmachung des Bundes gab der Überfall des ohnehin durch die Ermordung des Hans von Hutten belasteten Herzogs auf Reutlingen. Zerfallen mit seiner Gemahlin hatte er auch deren Brüder, die Herzöge von Bayern, auf sich geladen. Seine Unterstützung durch Frankreich reichte nicht aus. Ein kurzer Feldzug führte zur Sequestrierung des Landes. Erneuter Zug der Schweizer zum Herzog wurde durch die geschickte Politik Zevenbergens in Zürich rückgängig gemacht; die Schweizer begriffen die Gefahr einer französischen Umfassung und verlangten deshalb nun auch ihrerseits die Wahl eines Königs aus deutschem Stamm. So konnten die freigewordenen Truppen des Schwäbischen Bundes Ende Mai 1519 unmittelbar von den Habsburgern in Sold genommen werden. Neben ihren ersten Vertretern bei den Bundestruppen hatte die österreichische Politik etwa gleichzeitig in Franz von Sickingen eine besonders gefürchtete militärische Kraft gewonnen und damit dem französischen Dienst entzogen.

So war im Frühjahr 1519 die Lage in Deutschland.

Aber alle klugen und tatkräftigen Maßnahmen der habsburgischen Politik hingen letzten Endes ab von dem Willen und von den Mitteln des jungen Souveräns in Spanien. Und nun sind wir zum dritten Male in der Lage zu sehen, daß dieser sich in der Tat ganz persönlich für etwas einsetzte und damit auch die ungeheuren Aufwendungen seiner Kommissare und Agenten in bezug auf Gratifikationen, Entschädigungen und Pensionen deckte. Die Wahl hat schließlich fast eine Million Goldgulden gekostet, wovon annähernd die Hälfte auf Grati-

sifikationen an die Kurfürsten und ihre Räte gekommen ist. Das Haus der Fugger machte den größten Teil der ungeheuren Summe flüssig, und ihre Rechnungsbücher zeugen noch heute von den Ausgaben; durch Erwerb immer neuer kaiserlicher und habsburgischer Besitz- und Hoheitsrechte in Schwaben und Tirol machten sie sich ihrerseits bezahlt.

Karl erhielt Veranlassung zur Stellungnahme, als eines Tages an dem ängstlich gewordenen Hof in den Niederlanden die schüchterne Erwägung auftauchte, ob nicht bei unüberwindlichen Schwierigkeiten in bezug auf seine Person als König von Spanien vielleicht doch eine Kandidatur des Erzherzogs Ferdinand vorgeschoben werden sollte oder diejenige eines anderen deutschen Fürsten, wobei auch von Sachsen oder Pfalz die Rede war. Margarete und ihre Berater dachten offenbar nur daran, unter allen Umständen eine Wahl des Königs von Frankreich zu durchkreuzen. Allein schon die leiseste Anspielung auf solche Möglichkeiten stieß bei Karl auf leidenschaftliche Abwehr. Am 5. März fertigte er eine Persönlichkeit seines besonderen Vertrauens, Adrian von Croy, Herrn von Beaurain, der eben jetzt das Goldene Vlies erhielt, mit einer sehr eingehenden Instruktion und einem Handschreiben an seine Tante ab. Der Enkel Maximilians begehrte das Erbe seiner Ahnen in eifersüchtiger Erregung.

Er denke nicht daran, ließ er sagen, angesichts so bedeutender Aufwendungen und Aussichten, insbesondere der früheren Bereitwilligkeit der Kurfürsten, die Wahl irgendeines anderen zuzulassen; die Kurfürsten könnten das Eintreten für Ferdinand als Geringschätzung und als Rückzug von den schon übernommenen Verpflichtungen betrachten. Seine Berater sollten wissen, daß er das Letzte daransetzen werde, da er nichts auf dieser Welt mehr begehre. Er habe seine Kommissare angewiesen nichts zu sparen, denn es gehe bei ihm um Reputation und Ehre. Er gedenke auch zu zeigen, daß seine Freundschaft mindestens soviel wert sei wie diejenige des Königs von Frankreich. Schon das bloße Erscheinen Ferdinands in Deutschland zur Übernahme der habsburgischen Länder lehnte er schroff ab; der Gedanke möge löblichem Dienst-eifer entstammen, aber er müsse doch sein Erstaunen über so eigenmächtige Pläne aussprechen; sie hätten sich das alles besser überlegen sollen. Er habe für Truppen in Deutschland und Neapel Vorkehrungen getroffen und werde nach der glücklichen Wahl sofort zur Krönung kommen. Sei er aber einmal Kaiser, so habe er ganz andere Möglichkeiten, auch für seinen Bruder zu sorgen. Jetzt aber schon die habsburgische Macht aufzuspalten, wäre gerade das, was die Franzosen am heftigsten begehrten. Deshalb solle alles, was in Sachen der Wahl oder des Erscheinens Ferdinands in Deutschland angeordnet oder an-

gedeutet sei, unverzüglich und ausdrücklich rückgängig gemacht werden. Ein eigenhändiger Zusatz betonte noch einmal, daß alles dieses sein entschiedener Wille sei. Eigenhändig schrieb er außerdem an seinen Bruder, um ihn gegen alle Einflüsterungen zu schützen und ihn seiner Bereitwilligkeit zu einer späteren vernünftigen Erbteilung zu versichern.

Eingehender noch als die Handschreiben war die Instruktion für Beaurain. Da wird zum ersten Male bestimmt die Wahl Ferdinands zum römischen Könige nach der Kaiserwahl in Aussicht genommen. Freilich findet sich hier auch die Befürchtung, daß das Ganze nur eine Machenschaft Frankreichs sei, das wohl aufs neue durch eine französische Heirat den Bruder von ihm trennen wolle. Ferdinand würde gar nicht in der Lage sein, das Kaisertum zu halten, denn schon ihr Großvater Maximilian sei trotz aller seiner hohen Fähigkeiten und Erfolge nie aus den schweren Sorgen herausgekommen. Nur die Vereinigung aller ihrer Länder gebe dem Kaisertum die jeden Gegner abschreckende Machtstellung zum Heile des Glaubens, zur Verteidigung der Christenheit. Das waren im tiefsten Sinne programmatische Worte dieser Regierung.

Man spürt ganz deutlich das Zusammenwirken der dynastischen Ansprüche und der Kreuzzugstimmung des burgundischen Ritters mit den höheren Vorstellungen vom Kaisertum, in denen man nicht nur die Ideen, sondern auch die Feder Gattinaras vermuten darf. Karls Neigung lag in der Berufung auf Ehre und Reputation, Gattinaras Gedankenführung in der machtpolitischen Einschätzung des Kaisertums als eines Friedensfaktors für die Christenheit.

Die Meinungen der habsburgischen Regierung waren in allen ihren Trägern, in Innsbruck, in Augsburg, an den deutschen Höfen, in den Niederlanden und in Spanien im Grunde einheitlich, wenn auch verschieden begründet und nach Temperament ungleich lebendig. So bleibt die Frage, wie sich ihre Pläne und Absichten im Rahmen der europäischen Politik durchführen ließen. War nicht Karl durch heilige Verträge an das Haus gebunden, das ihm jetzt in bezug auf das Kaisertum so hochmütig entgegentrat? Lagen nicht auch Anzeichen dafür vor, daß Frankreich eine neue Anlehnung an England finden würde, nachdem der kurze Waffengang von 1513 mit der Rückgabe Tournais an Frankreich sozusagen rückgängig gemacht war? War die Anlehnung des Papstes an Frankreich nicht längst erfolgt? Bei der Vergebung des deutschen Königtums aber hatte das Papsttum wegen der Kaiserkrone seit dem 13. Jahrhundert ein gewichtiges Wort mitzusprechen — trotz aller Erklärungen in den Tagen Ludwigs des Bayern. Die päpstliche Politik aber stellte sich immer zugleich universal und im Zusammenhange der italienischen Staaten dar.

Nachdem die Besprechungen von Montpellier durch den plötzlichen Tod des französischen Bevollmächtigten gescheitert waren, zeigte Paris wenig Neigung zu weiteren Verhandlungen. Vom Papst hörte man kaum etwas Freundliches, von England nichts Sicheres. Der Leiter der englischen Politik, der kluge, aber eitle Erzbischof von York, Kardinal Wolsey, gab nach allen Seiten schöne Worte und bezog dafür entsprechende Gaben. Er selbst wollte Schiedsrichter der Christenheit heißen und die kaiserliche Würde für seinen Herrn gewinnen. Leo X ließ ihm durch den Legaten Campegio sagen, er sei mit England darin einig, daß er weder den König von Spanien noch denjenigen von Frankreich als Kaiser wünsche, daß er aber nicht wie England die Wahl des Franzosen, sondern die Wahl des Spaniers für die gefährlichere halte. Heinrich VIII war auf diese Einladung zur Betreibung der eigenen Wahl im Herzen längst eingegangen, betonte freilich seinerseits, daß er im Zweifelsfall die Wahl des Franzosen noch weniger wünsche als diejenige Karls. So einigten sie sich dahin, beiden Teilen Entgegenkommen zu zeigen, im Ernst aber beiden entgegenzuwirken. In diesem Sinne war die Instruktion für Richard Pace vom 30. Mai nach Deutschland abgefaßt. Man dachte wohl, mit dieser Politik den lachenden Dritten zu spielen.

Der Papst hielt sich nicht an die Abrede, versicherte vielmehr den König von Frankreich seiner wärmsten Unterstützung, stellte ihm auch den Kardinalshut für die Kurfürsten von Trier und Köln in Aussicht, und für den Kardinal von Mainz die dauernde Legatenwürde, falls diese Herren für ihn einträten; ja, er sandte den ganz französisch gesinnten Nuntius Orsini nach Deutschland, wo sich bereits Cajetan und Carracciolo befanden, und ließ auf dem Tag der rheinischen Kurfürsten zu Oberwesel schlechtthin erklären: Karl sei als König von Neapel nicht wählbar, entsprechend einer von Ferdinand von Aragon einstmal eingegangenen Verpflichtung. Damit war der bisher über die päpstliche Politik gelegte Schleier zerrissen. Die Regierung Karls ließ alsbald in Rom protestieren, worauf der Papst nun auch dem spanischen Gesandten gegenüber mit seiner Abneigung gegen Karls Wahl nicht mehr zurückhielt.

So lagen im Mai die Karten offen. Scheinbar waren alle Mächte gegen Karl. Die deutschen Kurfürsten schwankten. In Wahrheit wirkte gerade diese Lage zu Karls Gunsten. Die überkluge englische Politik hatte sich selbst neutralisiert. Pace erreichte nichts, wußte nur von dem raschen Sinken der französischen Ausichten zu berichten. Das offene Zusammenarbeiten aber zwischen dem Papst und Frankreich war das sicherste Mittel, die Stimmen der Kurfürsten den Habsburgern zuzuwenden. Die prahlerische Art der Fran-

zosen, die Befonung der Macht und Mittel ihres Herrn mußten die Deutschen kopfscheu machen, und der Kredit des Papstes war eben jetzt, in den ersten Jahren der lutherischen Bewegung, sichtlich im Schwinden. Dazu wurde die durch den aufsteigenden Humanismus entbundene nationale Stimmung, vor allem im Elsaß und am Rhein, sich ihres politischen Gehalts gegen Frankreich und für die Dynastie des letzten Kaisers von Tag zu Tag mehr bewußt. Die verbindliche, interessierte, joviale und ritterliche Art Maximilians hatte ihm Fürsten und Volk gewonnen. Was man an seiner Politik zu tadeln gehabt hatte, das war vergessen. Sein Bild, in unzähligen Blättern über das Land verbreitet, war lebendig geblieben; und sein junger Enkel, weder durch bedrohliche Macht noch durch persönliche Ansprüche gleich seinem französischen Nachbarn belastet, genoß unverdient das, was man Popularität nennt. Auch von ihm verbreitete man volkstümliche Bilder in Holzschnitten, und das Volkslied beteuerte:

Ich hoff, die Sach soll werden gut,
so Carolus, das edel Plut,
die Sach tut für sich nehmen.

Ein deutscher Forscher hat vor einigen Jahren versucht, diese „habsburgische Legende“ zu zerstören. Es ist ihm nicht gelungen, weil unsere Überlieferung selbst eine zu eindringliche Sprache redet.

Und so trat das ein, was eintreten mußte, nachdem die habsburgischen Regierungen die Wahl einträchtig und umfassend vorbereitet, auch die militärische Sicherung, ohne daß man den Druck spürte, behutsam in die Wege geleitet und mit Geld nicht gespart hatten. Was noch fehlte, schien die Haltung der Gegner zu besorgen.

In dieser Lage griff nämlich die päpstliche Politik zu einem letzten Mittel. Wenn sie schon die Wahl des Königs von Frankreich nicht mehr für möglich hielt, so wollte sie doch die Erhebung Karls noch verhindern. Sie lenkte zurück auf die Wahl eines deutschen Kurfürsten.

In Betracht kam nur der angesehenste unter ihnen, Friedrich der Weise von Sachsen. Sein Name war in diesem Zusammenhang vor Jahren schon einmal genannt worden, dann aber hinter den großen Potentaten völlig zurückgetreten. Außerdem stand dieser bedächtige und herbe Mann erst recht im Brennpunkt des Interesses als der Landesherr des Augustiners und Professors von Wittenberg, der das Unwesen des päpstlichen Ablasses mit so tiefem Ernst und so großer Gelehrsamkeit bekämpfte und sich neuerdings von dieser Einzelfrage vorwärtsgetrieben sah zum Sturm gegen das ganze geräuschvolle

Kirchenwesen, das in fremden Händen lag, von Machtbegier geleitet war und mit dem Geist des Evangeliums als der frohen Botschaft von der inneren Veröhnung des sündigen Menschen mit Gott wenig mehr gemein zu haben schien.

Friedrich der Weise hatte sich den Werbungen Maximilians gegenüber spröde verhalten. Auch spätere Angebote der Habsburger waren auf seinen beharrlichen Widerstand gestoßen; es gebühre ihm nicht, wegen der Königswahl zu verhandeln. Der seinem Hofe doch verlockende Gedanke einer habsburgischen Ehe für den Kurprinzen mit stattlicher Mitgift, Geschenke an die Räte und große Angebote für die kurfürstliche Kasse wurden ohne jede Beziehung auf die Wahlfrage betrachtet und Zahlungen nur als Begleichung einer „alten Schuld“ behandelt. Kein Zweifel, daß sich in dieser Schämlichkeit ein feineres Gewissen zeigte, als in dem Verhalten der übrigen Kurfürsten, von denen Mainz für sich und die Räte 113 200 Goldgulden, Köln wenigstens 52 800, Pfalz einschließlich der Entschädigung für Hagenau und der Gratifikation an den Pfalzgrafen Friedrich 184 100 Goldgulden ohne Erröten annahmen, ja durch kluges Verhandeln erst auf diese Höhe gebracht hatten. Die Schlußsumme für Kursachsen betrug nach den Büchern der Fugger immerhin auch 70 000 Gulden. Alle also, einschließlich Trier und Kursachsen, erhielten ihre Gebühren; nur der unerfättlichste, der Kurfürst von Brandenburg, ging leer aus, weil er bis zuletzt an Frankreich festhielt, obwohl er sich zwischendurch einmal an die habsburgische Politik so nahe angeschlossen hatte, daß die Ehe des Kurprinzen mit „Fräulein Katharina von Hispanien“ durch Prokuration bereits vollzogen werden konnte.

Auf den Kurfürsten von Sachsen wirkten nun die Franzosen und die römische Kurie durch den geschäftigen Karl von Miltitz noch im letzten Augenblicke, am 14. Juni, mit dem Ansinnen ein, er möge, falls die Wahl des Königs von Frankreich nicht zu erreichen sei, seine eigene Wahl zulassen; päpstliche Heiligkeit wolle seine Wahl schon als gültig betrachten, wenn er zur eigenen Stimme noch zwei weitere gewinne (wobei man irrümlicherweise wohl nur mit sechs Kurfürsten rechnete). Nicht genug damit; der Papst würde auch ihm für den Fall seiner Bereitwilligkeit einen Kardinalshut zur Verfügung stellen. Man hat gemeint, daß sich dieses Angebot auf Luther bezogen habe — ein ganz unsinniger Gedanke für jeden, der die damalige römische Kurie und den bereits eingeleiteten Prozeß gegen Luther kennt. In Wahrheit scheiterte alles Liebeswerben an dem aufrechten Sinn des alten Herrn, der auf die französischen Heiratsangebote offen und ehrlich antwortete, er stehe bereits anderweitig in

Verhandlung. So fehlt es an der ersten Voraussetzung für die angebliche Wahl Friedrichs des Weisen, seinem eigenen Einverständnis.

Ganz sicher ist es nie zu einer solchen Wahl gekommen. Wir wissen vielmehr sehr genau, daß die letzten Frankfurter Beratungen der Kurfürsten am 26. und 27. Juni nichts wesentlich Neues brachten. Am Abend des 27. kündigten sie die eigentliche Wahl für den nächsten Tag an. Der Rat der Stadt ließ dem Volke ansagen, niemand solle erschrecken, wenn die Sturmglocken dreimal geläutet würden; das sei Brauch; ein jeder solle dann Gott bitten, den Kurfürsten seine Gnade zu verleihen, „daß sie einen König wählen, der Gott dem Allmächtigen, dem Heiligen Reich und uns allen Nuß sei“. Die Wahl Karls erfolgte einstimmig. Nur der Brandenburger ließ sich notariell verbrieft, daß er die Wahl „aus rechter Furcht tue und nicht aus rechtem Wissen“. Als aber die Wahl ausgerufen, „haben die 22 Trompeter des Pfalzgrafen und des Markgrafen von Brandenburg in die Trompeten gestoßen, dann hat man zur Orgel das große Te Deum laudamus angestimmt“; so erzählt der Frankfurter Stadtschreiber.

In der Reihe der deutschen Könige und Kaiser war dieser Karl der fünfte, und so lebt er in der Geschichte und in der Benennung aller Völker fort. Er trug den alten karolingischen Namen, den zwischendurch nur noch der Luxemburger Karl IV geführt hatte — auch aus derselben niederfränkischen Heimat Karls des Großen. Die deutsche und die abendländische Geschichte schienen zurückzulenken in ihre Anfänge und noch einmal die bedeutendsten Möglichkeiten zu eröffnen.

So urteilte jedenfalls der vornehmste Berater des Erwählten, sein Großkanzler Gattinara. Mit einer Denkschrift vom 12. Juli 1519, also unmittelbar nach Eintreffen der Wahlnachricht, begann er das große politische Erziehungswerk an seinem Herrn mit den Worten: „Sire, da Euch Gott diese ungeheure Gnade verliehen hat, Euch über alle Könige und Fürsten der Christenheit zu erhöhen zu einer Macht, die bisher nur Euer Vorgänger Karl der Große besessen hat, so seid Ihr auf dem Wege zur Weltmonarchie, zur Sammlung der Christenheit unter einem Hirten.“ Deshalb gebühre Seiner Majestät zuerst Gottesfurcht und Demut, Erfüllung der Testamente seiner Vorfahren, Sorge für die Königin-Mutter und hochherziges Verhalten gegen den Bruder. Sodann sei es seine Pflicht, die rechten Personen auszusuchen für Kirche und Staat, besonders für die Gerichte. Auswahl guter Räte, wie Moses geraten, Erlaß guter Gesetze wie durch Justinian, ihre Handhabung in Milde wie durch Titus; dazu Freigebigkeit nach Seneca und doch Mäßigung in allem. Besonders wichtig, Ordnung in den Finanzen zu halten, zumal im Heere;

hundert gutbezahlte Krieger seien mehr wert als zweihundert schlechtbezahlte. Aber auch sonst Zusammenfassung und Kontrolle im ganzen Haushalt. Gattinara warnte vor der Bevorzugung der Niederländer, empfahl einen kleinen geheimen Rat und zum Schutz gegen die Verschleppung der Geschäfte die Erledigung des Wichtigsten an jedem Morgen, gleich nach dem Aufstehen, wenn nicht schon beim Anziehen. Er empfahl die Verselbständigung der Sekretäre zur Entlastung des Monarchen und des Kanzlers, vollends die Selbständigkeit aller Gerichte. Gegen Schluß der Denkschrift heißt es, nächst seinen Eltern verdanke der König am meisten dem Marquis von Arschot, Herrn von Chivèpres, und dann noch einmal: die Monarchie habe ihren Sinn in der Vereinigung aller Völker zum Dienste Gottes.

Am 30. November wurde die feierliche Begrüßung durch die Gesandtschaft der Kurfürsten in Molins del Rey von Gattinara ebenso stilvoll beantwortet; einige Wochen nach dem Empfang die Botschaft der österreichischen Stände. Der Kanzler entwarf ein vorteilhaftes Bild von dem neuen Könige, nahm ihn auch im Privatgespräch in Schutz gegen ungünstige Gerüchte. Dabei war es sichtlich mehr Wunsch als Wirklichkeit, wenn er den Fleiß seines Herrn rühmte, der schon morgens im Bett die wichtigsten Geschäfte erledige und mit seiner hohen Einsicht oft die Alten beschäme.

Wieder einige Wochen später legte der Kanzler sein aufschlußreiches Gutachten vor über Titel, Wappen, Siegel und Münzen des neuen Kaisers. Er meinte, an die Spitze jedes Titels gehöre nun „König der Römer, erwählter römischer Kaiser, immer Augustus“. Dann könnten die anderen Titel folgen. Um Verstimmungen zu begegnen, sollte man in Castilien und Aragon verkünden, das sei keine Beeinträchtigung der Ehre und Würde dieser Königreiche, sondern ihre Erhöhung. Auch müßte der Name der Königin Juana zwar nach dem Kaisertitel, aber vor dem Königstitel Karls eingesetzt bleiben. Für Deutschland sollte der Titel lauten: „Römischer König, künftiger Kaiser, immer Augustus, König von Spanien, Sizilien, Jerusalem, der Balearen, der kanarischen und indianischen Inseln, sowie des Festlandes jenseits des Ozeans, Erzherzog von Österreich, Herzog von Burgund, Brabant, Steier, Kärnten, Krain, Luxemburg, Limburg, Athen und Patras, Graf von Habsburg, Flandern, Tirol, Pfalzgraf von Burgund, Hennegau, Pfirt, Roussillon, Landgraf im Elsaß, Fürst in Schwaben, Herr in Asien und Afrika.“ Ich denke, man muß sich diese Gruppierung der Titel, lediglich nach ihrer Rangstufe, nicht nach Ländern oder Völkern, vergegenwärtigen, um die Gedankenrichtung zu verstehen, aus der sich das neue Weltreich bildete.

Die Unterschrift sollte nach Meinung Gattinaras nur im Namen bestehen, nicht wie in Spanien *Yo el rey*, „Ich der König“. Als Wappen komme nur der zweiköpfige Adler in Betracht, wie bei dem verstorbenen Kaiser, mit Herz- oder Nebenschilden. Das Siegel möge nach den Ländern und den deutschen Erzkanzlerämtern verschieden sein, aber ein größeres Kaiser Siegel stets beim Kaiser gehalten werden, für alle bedeutenden und geheimen Sachen. Dieses Siegel müsse ein Majestätssiegel sein, der thronende Kaiser mit Szepter und Weltkugel, das Kaiserwappen zur Rechten, das Königswappen zur Linken. Handsiegel je nach den Behörden; Sekret und Gegen Siegel für Burgund aber mit Andreaskreuz und den Elementen der Ordenskette nebst der Devise *Plus oultre*, oder nur diese mit den Säulen des Herkules. Die spanischen Münzen sollten auf der einen Seite das Bild des Königs mit Reichsadler und Herzschild, auf der anderen Seite das Bild seiner Mutter tragen mit dem Landeswappen. Betreff der übrigen Länder bleibe zu erwägen, „ob Seine Majestät den Münzfuß nach spanischer Art mit Kurs durch alle seine Länder vereinfachen will“.

Kein Zweifel, der Kanzler träumte von einer universalen, auch wirtschaftlichen Einheit.

Umgruppierung der Mächte. Fürstentage am Kanal

Die vollzogene Königswahl zwang ganz Europa zur Nachprüfung der gegenseitigen politischen Beziehungen. Franz I hatte sich zu laut gerühmt und in seinen doch unzulänglichen Maßnahmen zu sehr bloßgestellt, um nicht in seinem Ehrgeiz und in seinem politischen Ruf schwer getroffen zu sein. Auf der anderen Seite bestand noch das Eheversprechen Karls gegenüber seiner Tochter. Dementsprechend drückten die Räte des Königs ihre etwas betrefene Freude über Karls Wahl aus, die, wie man höre, „unendlich viel mehr gekostet habe, als die französischen Bemühungen“. Franz I selbst überwand sich zunächst zu süß-sauren Tröstungen und bequeme sich zu einem Glückwunsch, den Karl voller Ergebenheit beantwortete.

Auch England machte gute Miene zum verunglückten Spiel. Heinrich VIII befann sich auf „sein altes und freundschaftliches Verhältnis zu Burgund und Spanien“. Wie Karl ihm in guter Haltung für seine „Wahlhilfe“ dankte, so tat es erst recht Margarete aus Anlaß des Empfangs, den sie Richard